



Kriegsunterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“.



Nummer 15.

Sonntag, den 4. April 1915.

Erscheint jeden Montag.

Deutsche Ostern!

Von Walter Nithard-Stahn.

(Nachdruck verboten.)

Als der große Krieg begann, stand das reife Korn auf den Feldern, weiß zur Ernte. Ein ernstes Sinnbild war's der blühenden Ernte, die nun begann; aber auf ein froh-machendes, da unser Volk die Früchte fleißiger Friedensarbeit im Kampfe einbringen durfte. Dann kam der hellere Herbst mit dem reichen Ertrag seiner Siege. Dann der düstere, nebelshumere Winter, der unsere Geduld auf harte Proben stellte. Nun dehnt sich die Mutter Erde leise dem Frühling entgegen, und ihre Kinder, die noch immer müde-risch voreinander streiten, stimmen unwillkürlich ihre See-len auf Hoffnung.

Wir Deutschen haben von je ein besonderes Verhältnis zu dieser Jahreszeit gehabt. So wenig ein anderes Volk uns Weihnachten nadmacht, so wenig Ostern. Einst, da wir in woffenundüsterten Wäldern hausten, war uns die stei-gende Sonne innigste Sehnsucht. Und das Christentum mit seiner Botschaft von dem grabenstiegenen Heiland sang dieses Himmelsfest von der Auferstehung tief in unsere Herzen hinein. Das war's immer, was wir hofften: tobberstän-dendes Leben, triumphierendes Licht! Und in unserer wechselvollen Geschichte haben wir's immer wieder erleben dürfen:

Und dräut der Winter noch so lehr, ...
Es muß hoch Frühlinga werden!

In elendlichen Zeiten haben wir uns an diesem Glauben gefürcht. Wie Dornröschen im Zauberfloß, Schneewittchen im gläsernen Sarg, so schiefte manchmal die deutsche Volkskraft ein. Später glaubten die feindnachbarlichen Wölfer, an denen wir niemals Mangel gehabt, unsere letzte Stunde habe geschlagen. Aber siehe, der deutsche Eichbaum schlug von neuem aus. Kaiser Rudolf, der in dunkler Veldengruft tobdkühnen Schlaf gehalten, stieg doch wieder aus Licht. Und vor drei Menschenaltern, als wir wieder einmal müde geworden waren nach schwerem Freiungskampf, witterte ein Dichter den deutschen Volk: „Doch ist diese Nacht ein Brauen zieht und beugt die knispenden Reiter ...“ und reimte „Kaiser“ darauf!

Nun ist wieder deutsches Osterfest! Sind wir zu

lühn in der Hoffnung, daß sein blühender Kranz auf unserem Haupte liegen wird — nicht britische, französische oder russische Schläfen schmücken? Wird diese dreizehnte Jahreszeit des Weltkrieges uns bringen, was die drei ersten verzeihen? Wir sagen: vielleicht nicht den erbgültigen Sieg, so doch die entscheidende Wendung. Große Dinge sind im Gange ge-schehen, der Gegner im Westen, der vergebens den Eiferling zu frengen versucht, ahnt fast Verzweiflung, und um den Feind auf der Insel liegt sich immer drohender die unheimli-rende Kette. Aber weit mehr als erhofften Sieg bedeutet uns dieses Auferstehungsfest.

Denn wir sind wirklich auferstanden. Schon der vorige Sommer trug diesen neuen Frühling im Schoße. So ein-hellig, allgewaltig ist das deutsche Volk noch nie aufgestan-den, wie zu diesem Kampfe um Sein und Nichtsein. Von Schleswig bis zu den Karpaten, von den Bogenen bis zur Weichsel e i n Aufwogen des deutschen Volksgefühles. Und es war nicht nur eine Waffenerhebung, es war eine Selbstbestimmung auf deutsche Art. Sagte man am Anfang des vorigen Jahrhunderts nicht ohne Grund, Preußen sei auf den Vorbeeren Friedrichs des Großen eingestrichelt, und der Be-freiungskampf habe es was gerüttelt, so darf man diesmal nicht behaupten, das einige Deutschland habe sich nach Sedan ausgerührt. Im Gegenteil, daß wir raitlos vorwärtsge-schritten sind in Industrie und Weidhandel, war ja der Grund dieses aus Reid und Müggeln entsandten Krieges; und daß wir uns in den Künften des Krieges an der Spitze der Wölfer behauptet haben, erlert zu fürstlicher Uebertragung die uns feindliche Welt. Nein, in einem anderen Sinne war das deutsche Volk in Westerschlag verurteilt. Der eifige Hauch materialistischer Lebensanschauung war im Gefolge unseres Reichstums über uns gekommen; eingeschlafen schie-nen unbedeutende Tugenden: Schildbücherei, zuverlässige Treue und jener Glaube an eine höhere, innerliche Welt, um die unsere Völkern von je gerungen haben, die unsere Propheten verkünden, die unsere Dichter durchgrübeln, aus der heraus unsere Künstler geschaffen haben. Siehe, da loberten rings die Kriegesflammen um uns auf, und bald Siegfried, der Unbezwingliche, weckte die schlafende Riesin! Deutschland

erstand, das alte, gemühtste, glaubensstarke Deutschland.

Und der Glaube an seinen Gott, wie immer sich dessen Bild in den Herzen malen mag, der Glaube an Weiter-nunft und Weltgerechtigkeit, die heilige Ehrfurcht vor dem Unmöglichen gab dem Deutschen Riesenkraft. Nun wachte er mit einmal wieder, daß das Leben nicht der Güter höchstes sei, geschweige all der Lebensherr, den man so oft mit Kultur verwechselte. Der grimmige Tobesernst des Krieges gab dem Leben wieder den eigentlichen Sinn.

Ja, es ist Frühling in deutschen Landen! Wir selber stehen erlart vor diesem Wunder unserer Geschichte. Wie Frühlingsschöpfung hing uns jede Gedung unserer Beeres-leiter, zwischen den Feilen der Schlafenberichte lesen wir die Verheißung. Im deutschen Dichterkraut klingen neue Weiden. Man weiß nicht, was noch werden mag.

Nun gebe der Gott, der uns auferlichten ließ, daß dieses Ostern nicht ein Blütentraum bleibe. Schon mehrmals ist unserm Volke Keit auf die Frühlingstraum gefallen, schöne Hoffnungen sind erlirt worden. Nicht nur das erwidrigen wir, daß die fürchtbaren Opfer dieses Krieges unserem Reiche den Lohn einer Machtstellung bringen mögen, die j o l i c h e Ausbrüche der Feindschaft für immer hindert. Einen Frieden wünschen wir uns, der nicht nur in angespannten Kriegs-rüstungen bestehe. Im Volke möge die so schön erblühte Einigkeit in den letzten Dafeinstagen bleiben und den un-ausschließlichen inneren Kämpfen die zerlebende Wirkung nehmen. Und die religiöse Verinnerlichung, die wir er-leben, möge reformierend auf die Glaubensgemeinschaften wirken, die sich leider noch immer bis zur Selbsthinstellung befinden. Die Rückkehr zur Einfachheit des Lebens, die diese harte Zeit uns aufgewungen, die Schöpfung der unfindbaren Güter, das erhabene Pflichtgefühl, das so ehrwürdige über uns schwebt — möchte all dieses millionenfältige Blühen in deutschen Herzen die erlöschten Früchte tragen!

Dann ist das Ackerfeld des deutschen Volkes nicht un-sonst von der erstenen Pflugschar des Krieges aufgewiesen worden, nicht umsonst edle Blutaat in die Furchen gefallen, Deutsche Ostern!

Der Schüler Bismarck.

Studie von Dr. Alfred Semerau.

(Nachdruck verboten.)

Gr. Heute, wo man Bismarcks Leben genau kennt und alle Einzelheiten im Zusammenhang sieht, will es uns schei-nen, daß auch seine Erlebnisse wie die aller großen Männer etwas Symbolisches hat. Seine Geburt fällt in den Ab-schluß einer großen Zeit, sein Dasein, gefüllt bis zum Rand, wird durch den letzten Kampf für die Errichtung eines großen und geistigen Deutschlands bezeichnet, sein Absterben aus dem öffentlichen Leben bedeutet die Verfolgung eines neuen Kurses für Deutschland.

Man sieht in Schönhausen noch sein Geburtszimmer, hier auf dem väterlichen Hof hatten ein Jahr vor seiner Ge-burt Lütker Jäger unter Führung des Turnvaters Zühl ge-legen. Theodor Körner hatte im Haus des Pfarrers Ge-wohnt, in der alten Kirche wurden die Freiwilligen eingese-gnet und schworen unter Glockengeläut auf die Schwerter ihrer Offiziere, nicht zu rasten, als bis der letzte Feind von deutschem Boden verjagt ist. Sieben Bismarcks hatten in den Schlachten des Freiheitskrieges gekämpft und drei von ihnen waren gefallen. Als das Kind eines Landbedel-mannes, der mit ganzem Herzen an seiner Scholle hing, wurde Bismarck auf. Wir haben ein Bild Franz Krügers von dem Eifrigsten: ein kluger Kopf mit lebendigen Augen und einem auffallend feingehöhrten und geschlos-senen Mund, dichten blonden struppigen Haaren, einer hohen Stirn und sehr ausgeprägter Nase. Nicht ganz sieben Jahre durfte der Junge auf dem väterlichen Gut weilen, in der fröhlichen wüsten Luft und in dem Schatten der rauhschenden Eichen träumen. Denn wie allen begabten Kindern war auch in ihm ein starker Zug zum Traumben. Die Mutter, die Tochter des bekannten Professors Wendt, nahm die Kinder früh auf ihre Reisen mit, die sie nach Berlin, Gms und Thüringen führten. Mit sieben Jahren kam der kleine Otto nach Berlin in das Plamannsche Institut, das Johns und Weltaggs Gedanken hoch hielt und neben körperlicher Ausbildung auf intensive Förderung des Geistes bedacht war. Man kann nicht sagen, daß der an Freiheit gewöhnte Junge sich im Jang der Anstalt, wo jede Stunde des Tages ge-regelt war, wohl fühlte. Einer seiner Mitschüler hat später von Bismarcks Zukunft in der Anstalt erzählt: „Wir be-fanden uns auf dem Mittelkur, als die nach der Straße führende Haustür sich aufstaut und der Knicker des Herrn von Bismarck in dem damals üblichen weiten Mantel mit lang herabhängendem Damstragen eintrat. Otto gleichfalls in einen solchen Mantel gekleidet, auf dem Arm tragend. Er war schon damals ein hochaufgeschossener Knabe und ragte weit über das Haupt des Knickers hinaus. Wir eilten auf Otto zu, aber er verzog keine Miene und sah nur mit imponierendem Ernst von oben herab auf uns nieder.“ Der Tag in dem Plamannschen Institut war vom Morgen bis zum Abend gefüllt mit Unterrichtsstunden. Daneben traten die Vebesübungen in ihre Recht. Sonntags gegen die Schüler mit den Lehrern auf die Wanderfahrt. Das Essen behagte

ihm neben dem Zwang am wenigsten. Immer gab es nur Milch und trodenes Brot zum Frühstück, Brot und Salz zum Frühstück und zur Beise und Mittags stets elaltisches Fleisch, nicht gerade hart, aber der Saft konnte damit nicht recht fertig werden. Und Wurzeln — „roh als ich sie recht gern, erler geboh und harte Kartoffeln darin, vieredige Süde“.

Zu Weihnachten bekam einer der Jungen von seinen Eltern als Geschenk „Baders Erzählungen aus der alten Welt“, die aus eifrigste von den ganzen Schülern ver-schlungen wurden. Bismarck kannte bald alles, was vom Trojanischen Krieg handelte, auswendig, und er war auch rasch der erwählte Vorleser. Am Ende des Gartens der Anstalt fand eine schöne Linde mit köstlichen Ästen, zu denen die Jungen hinaufklettern durften. Mitten ins Ge-zweig setzte sich Bismarck, die anderen Jungen um ihn in den Baum oder unten auf das Gras, und dann begann die Feiertunde, wo der lagenhafte Krieg lebendig wurde. Bald hätte jeder der Zuhörer den Namen eines der Felden. Bis-marck war der Telamonier Ajax. Als solcher zeigte er sich auch in den Schillerstunden, die von eifrigem trojanischen Weib besetzt, voller Leidenschaft und Tapferkeit ausgefochten wur-den. Er war ein rechter Junge, der eben so gut die Be-gleichung und den Sturm auf die Gortenterrasse komman-dierte, wie er in der Schwimmschule mit nur wenigen an-deren der erste Sprechergänger und Fahrenschwimmer wurde. Aber auch die Lehrer waren mit ihm zufrieden, die rühmten seinen Verneiner und sein gutes Gedächtnis, seine „gemühtste Freundlichkeit und seinen kindlichen Frohsinn“. Wir haben einen Brief des Siebenjährigen nach Haus: „Liebe Mutter! Ich bin hier glücklich angekommen, es sind die Feiertage ausgefüllt und ich hoffe, daß Du Dich freuen wirst. Es sind fünfzig neue Springer angekommen, die sehr schöne Kunst-stücke zu Pferde und zu Fuß machen können. Grüße alle viel-mal und liebe so gelund, wie wir Dich vermissen haben. Ich bin Dein Dich liebender Sohn Otto.“ Sechs Jahre öber er in dem Institut in der Wilhelmstraße 139, das Haus wurde später abgebrochen und nur eine Tafel an dem Neubau erinnert daran, daß hier die Bismarckfamilie stand, wo der kleine Otto seinen Mitschülern den Trojanischen Krieg vor-gelien. Aber trotz aller Anerkennung war er doch nicht das, was man einen Wunderkinder nennt. Denn als ihn der eifrig geprüfte klandestine Zeichenlehrer eine Fieruppe schalt, gab ihm Bismarck rasch zur Antwort: „Selbst eine!“ In den Zeugnissen konnte man auch lesen, daß er im Ar-beiten und Denken zu Ueberleitung, in allen Sandtätigkeiten zur Flüchtigkeit neigte und allzu lebhaft und lange beinahe ferstret war. „Er hat wohl über sich zu wachen, daß sein natürlicher Frohsinn nicht ausarte und daß jeder seine rechte Stelle habe, den Ernst bei der Arbeit und die Fröhlichkeit im geistigen Leben.“

Zünf Jahre nachdem Bismarck in das Plamannsche

Institut gekommen, zogen seine Eltern nach Berlin in die Behrenstraße und Otto kam nun in das Friedrichs-Wilhelm-Gymnasium und in die Untertertia. Auf dieser Schule ge-machte von allem Professor Bonnell großen Eindruck auf ihn und Bismarck hat diesem seinem Lehrer bis zum Tode große Dankbarkeit bewahrt. Als die Stadt Berlin nach dem Krieg Siebzig den Palastinnen des ersten deutschen Kaisers, Bis-marck, Moltke und Roon ein Festmahl gab, wurde auf Be-sonderen Wunsch des Reichskanzlers auch sein ehemaliger Lehrer Bonnell zu ihm gezogen, und Bismarck dankte ihm hier noch öffentlich für alle seine Gorge und Mühe.

Die Neuaufgenommenen, so erzählte Bonnell, saßen im Schulleaue auf mehreren Bänken hintereinander, so daß die Lehrer während der Einweihungsfeier Gelegenheit hatten, die kleine Schar gehörig durchzusehen. Otto von Bismarck sah mit hübscher Spannung, mit freudlichem Knaben-ge-sicht und hell leuchtenden Augen frisch und munter unter seinen Kameraden, so daß ich bei mir dachte: „Das ist ja ein nettes Jungen, den will ich besonders ins Auge fassen.“ Bis-marck später Direktor zum Grauen Kloster wurde, folgte ihm Bismarck dahin und wurde auch sein Benfönar im Hause Königsgraben Nr. 4. Auch als solchem stellte ihm Bonnell das beste Zeugnis aus: „Er bewegte sich freundlich, anpruchslos und durchaus zutraulich in meiner einladend häuslichen, die sich damals auf meine Frau und meinen einjährigen Sohn bestränkte. Er zeigte sich in jeder Be-ziehung lebensmüdig. Er ging des Abends fast niemals aus; wenn ich in dieser Zeit amüelten nicht im Hause war, so unterhielt er sich freundlich und harmlos plaudernd mit meiner Frau und verriet eine starke Neigung zu gemühter Fröhlichkeit. Er hatte unter ganzem Herz gewonnen und wir brachten ihm alle Liebe und Sorgfalt entgegen, so daß sein Vater später nach seinem Absterben von uns überzete, daß sein Sohn sich in keinem Haus so wohl wie bei uns gefühlt habe.“ Wie Bismarck nach bei den Eltern in der Behren-straße mit seinem Bruder wohnte, führte ihnen, waren die Eltern abwesend auf ihrem Gut, Trine Neumann, die von Schönhausen stammte, die Wirtschafter. Sie hatte die Jungen lieb wie eigene Kinder und tat, was sie ihnen von den Augen Abend fast immer unter Leibgericht: Eierkuchen. Wenn wir gegen Abend ausgingen, ermahnte Trine Neumann uns regelmäßig: „Klient nicht hier so lang ut, dat mir Kaufen nicht abfanden.“ Und regelmäßig, wenn wir endlich nach Hause kamen, hürten wir die gute Trine schon von weitem die einen Achzaperling schimpfen: „Na wart, Junge, ut eugh waren in 'n Leben niz Vernünftig — die Karten sind all weder abfadt!“ Aber der Jahn der guten Trine war immer bald derraucht, wenn sie sah, wie sein ihre „abfaden Kaufens“ den Jungen schmiedete. Von den Büchern jener Tage hat Bismarck später gelegentlich mit gutem Humor erzählt: „Ich beginne mich, obwohl ich damals noch sehr

